

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Oktober eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit der Gratisbeilage
„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Unser Blatt, das Blatt der Arbeiter, welches die Interessen der Arbeiter treu und fest gewahrt hat und ferner auch wahren wird, sieht nummehr auf anderthalb Jahre seines Bestehens zurück.

In dieser Zeit haben wir manche Erfahrung gesammelt, wir haben erkannt, daß unsere Aufgabe nicht leicht ist, aber wir haben unser ganzes Vertrauen auf die Berliner Arbeiterwelt gesetzt, und dieses Vertrauen ist nicht getäuscht worden. Zahlreiche Freunde hat das „Berliner Volksblatt“ sich in der Zeit seines Bestehens erworben, und die Arbeiter sehen ein, daß wir ihre Interessen nach bestem Wissen und nach bestem Können vertreten.

Unser Programm ist bekannt, wir brauchen es hier nur kurz anzudeuten.

Wir treten zunächst ein für politische Freiheit, allgemeines gleiches direktes Wahlrecht für Reich, Staat und Gemeinde, Vereins- und Versammlungsfreiheit, Pressfreiheit, gleiches Recht für Jedermann.

Aber neben der politischen Freiheit kämpfen wir für soziale Gleichberechtigung. Diese wird angebahnt durch Erstrebung höherer Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, Abschaffung der Sonntags- und Ainderarbeit, Regelung der Gefängnisarbeit, Beschränkung der Frauenarbeit und Einführung einer Maximalarbeitszeit und in Verbindung damit auch eines Minimalarbeitslohnes.

Politische Freiheit, soziale Gleichberechtigung, das ist unsere Parole.

Arbeiter, Handwerker Berlins!

Die Kommunalwahlen nahen heran, und wenn in der Kommunal-Verwaltung etwas in unserem Sinne erreicht werden soll, dann dürft Ihr auch Euer Organ nicht vergessen, welches Euch im Wahlkampf gegen Heuchelei und Reaktion kräftig zur Seite stehen wird.

Im nächsten Quartal werden wir im Feuilleton des Hauptblattes den spannenden Roman

„Die Hand der Nemesis“ von Gwald August König

veröffentlichen. Der Name des Verfassers giebt hinlängliche Bürgschaft für den Werth des Werkes. Eine besondere Sorgfalt wird unserer illustrirten Gratisbeilage zugewendet werden, wir bringen zunächst den Roman „Sünden der Väter“. Der Roman schildert in fesselnder Weise die politischen und sozialen Zustände Rußlands. Von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelt, entrollt der Verfasser ein ergreifendes Bild des von den wildesten Leidenschaften zerrissenen Nachbarreiches. Die zweite Novelle: „Frau Therese“, von dem lebenswürdigen Erzähler Erdmann Schatzrau, wird allen unseren Lesern gleichfalls einen hohen Genuß bereiten. Keiner dürfte die Novelle, ohne ernste Anregung und Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen.

Das „Berliner Volksblatt“ mit der Gratisbeilage „Illustrirtes Sonntagsblatt“

kostet wie bisher 4 Mark pro Quartal, 1 Mark 35 Pf. pro Monat, 35 Pf. wöchentlich. Bestellungen werden von sämmtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie von der Expedition, Zimmerstraße 44, entgegengenommen. Für Außerhalb nehmen sämmtliche Postanstalten Bestellungen an.

Wohl sind wir der festen Ueberzeugung, auch bis jetzt schon unsere Schuldigkeit gethan zu haben, aber immer noch mehr soll es unsere Aufgabe sein, unserem Berufe, die Interessen des arbeitenden Volkes wahrzunehmen, gerecht zu werden.

Der heutigen Nummer liegt ein **Bestellzettel** bei, wir bitten, recht ergiebigen Gebrauch von demselben zu machen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblatt“.

Revolution von Oben.

Die orientalische Frage ist wieder da und der alte Räudel von Katastrophen und Verwickelungen ist in den Vordergrund alles öffentlichen Interesses gerollt. Die durch den Berliner Vertrag getrennten Bulgaren haben sich vereinigt und der Battenberger, der Fürst von Bulgarien, hat sich an die Spitze dieser Umwälzung gestellt. Ostrumelien, das sich im Aufstande befindet, war im Berliner Vertrag von 1878 als selbstständige Provinz mit christlicher Verwaltung unter türkischer Oberhoheit konstituiert worden. Nun hat sich die ganze Provinz von der Pforte losgelöst, und sich an das Fürstenthum Bulgarien angeschlossen. Der Battenberger hat natürlich diesen Zuwachs seines Reichs mit Freude begrüßt. Allerdings fragt sich nun, was kommen wird, denn was geschehen, ist nur der erste Akt eines Drama's.

Man könnte glauben, der russische Rubel befände sich wieder auf Reisen, wenn man die großen Journale liest. Sie betheuern sämmtlich, Rußland habe mit der Revolution in Rumelien gar nichts zu thun; sie betheuern es mit so rührender Einstimmigkeit, daß man es fast glauben möchte. Leider aber weiß man nur zu genau, daß die ganzen Veränderungen auf der Balkanhalbinsel, die seit einem Jahrzehnt vor sich gegangen, genau auf dieselbe Weise bewirkt worden sind. In der Herzegovina, in Bosnien, in Serbien und in Albanien hat der russische Rubel zur Erregung von Aufständen gegen die Pforte sein Möglichstes gethan und die Insurgenten haben sich öffentlich für die russische Hilfe bedankt. Der Fürst von Montenegro ist einfach ein russischer Agent und als Rußland ihm einen Hafen am adriatischen Meere verschaffte, hatte es seine eigenen Vorposten bis dahin vorgeschoben. Es ist lächerlich, die Welt über die Rolle des heiligen Rußland auf der Balkanhalbinsel täuschen zu wollen. Man kann die wühlende Hand Rußlands in den Wirren jener Halbinsel deutlich erkennen.

Nun könnte es uns im Allgemeinen ja gleichgültig sein, was dort am Balkan vor sich geht. Die Türken haben so viel und so wenig ein Recht auf die Oberherrschaft am Balkan wie Andere und jene Völker sind befugt, sich selbstständig zu konstituieren, in welcher Form sie immer wollen. Wenn damit die Sache abgethan wäre, so wär's gut, aber so einfach liegt sie eben nicht.

Aus Wien wird berichtet, die Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben, seien gegen das Vorgehen des Battenbergers, der mit seiner Revolution den Berliner

Vertrag durchlöchert hat. Wenn das sich so verhält, wird doch ein blutiger Kampf zwischen den Bulgaren und der Pforte laum zu vermeiden sein, denn man wird dann zulassen müssen, daß sich die Pforte Ostrumelien wieder zurückerobert. Auf dem Wege des Vertrags wird diese Rücknahme schwerlich zu bewirken sein, denn die Bulgaren in Ostrumelien sind, wie sich zeigt, bereit, für ihre Unabhängigkeit von der Türkei zu kämpfen. Aber wenn auch die Mächte mit dem Vorgehen des Battenbergers einverstanden wären, so wäre damit der Friede auf der Balkanhalbinsel doch nicht gesichert. Wenn die Veränderung, die Alexander von Bulgarien bewirkt hat, anerkannt wird, dann ist der ganze Berliner Vertrag zerrissen und der gähnende Schlund der orientalischen Frage klafft wieder in seinem ganzen Umfang auf. Dann sind wir wieder so weit, wie in San Stefano.

So ist es möglich, daß die herrlichen Rosenhügel des Balkan wieder mit einem anderen Noth gefärbt werden, als mit dem Noth ihrer Blumen: mit dem Noth des in den Schlachten fließenden Blutes.

Rußland wird sich natürlich so stellen, als bedauere es diese Vorfälle. Die offiziellen Petersburger Blätter werden in jenem heuchlerischen Tone, den sie bei solchen Gelegenheiten anzuschlagen pflegen, der Welt betheuern, daß man in Petersburg nur den Frieden wolle. Wenn aber die Pforte ein Heer gegen die Bulgaren sendet, so wird man gleich sehen, wie Rußland den letzteren den Rücken deckt.

Wir halten den Berliner Vertrag nicht für ein Meisterstück diplomatischer Kunst. Man hätte wissen können, daß die Provinz Ostrumelien in jener Verfassung, die ihr der Berliner Vertrag gab, nicht lange bleiben werde. Aber der Berliner Vertrag war doch immerhin ein Versuch, die orientalische Frage auf friedlichem Wege zu lösen. Rußland machte den Versuch mit und hat nunmehr den Vertrag wieder gesprengt. Ganz entsprechend den Traditionen und Gewohnheiten dieser famosen russischen Diplomatie. Die Gefahr eines europäischen Krieges scheint in der Waagschale der Bedenken bei diesen Herren von gar keinem Gewicht zu sein. Sie haben einmal ihr Ziel: den Sturz der Pforte und die Aufpflanzung der russischen Fahnen am Bosphorus. 1878, als schon die Kosaken vor den Mauern Konstantinopels standen, gab das gesammte übrige diplomatische Europa den Russen doch deutlich genug zu verstehen, daß man die russische Herrschaft am Bosphorus nicht wolle. Rußland gab sich scheinbar zufrieden. Diejenigen, die damals die russische Friedensliebe ernst nahmen, dürften nunmehr wohl hinreichend enttäuscht sein.

Man sieht, der große Störenfried im Osten läßt nicht nach. Mitten im Frieden werden weitreichende Verschwörungen angezettelt und Umwälzungen bewirkt, die den europäischen Frieden auf's Neueste gefährden. Man sollte doch glauben, in solchen Momenten müßte überall die Einsicht zum Durchbruch kommen, daß die Staaten in West- und Mitteleuropa das dringendste Interesse haben, sich gegen den großen Störenfried im Osten zu verbinden, denn dies ist der einzige Weg, um ihm sein Handwerk zu legen. Nur wenn er eine geschlossene Koalition gegen sich hat, werden seine Buhlereien und Intriguen erfolglos bleiben.

Wir bleiben damit eine Stimme in der Wüste, das wissen wir. Aber wir halten es nicht für unmöglich, daß mit der Zeit das Interesse des Westens, sich gegen die russischen Friedensstörungen zu schützen, gebieterisch zum Durchbruch kommen wird. Und je eher das geschieht, desto besser ist's.

Spanischer Kriegsfanatismus.

Deutschland hat — aus dieser Ueberzeugung haben wir vom Anfang an kein Hehl gemacht — einen schweren politischen Fehler begangen, als es, der leidigen Kolonialpolitik zu Liebe, Besitz ergriff von den Karolinen, einer nahezu ganz werthlosen Inselgruppe. Allerdings glauben wir, daß die Reichsregierung diesen Schritt nicht in der Absicht that, um mit spanischen Händeln anzufangen. Ein solcher Schritt wäre ja absolut sinnlos.

Auch ist anzuerkennen, daß sie in dem entbrannten Streite seither eine durchaus korrekte Haltung, berechnet auf gütliche Beilegung des Konfliktes, beobachtet hat.

Um so abstoßender ist der Eindruck, den der so gänzlich unmotivirte spanische Kriegsfanatismus auf uns macht.

Jeder Vernünftige wird zugeben, daß ein Krieg mit Spanien wegen der getrennten Lage der Länder physisch unmöglich ist; er ist auch moralisch unmöglich, weil er eine Väterlichkeit wäre. Hätten die Spanier — so bemerkte kürzlich die „Frankf. Ztg.“ — eine Ahnung davon, wie grotesk sie in ihrer Kriegswuth aussehcn, die nur die einzige Wirkung hat, daß sie uns an die spanischen Landsleute Don Quichotte von der Mancha und seinen Knappen Sancho Panza erinnert, so würden sie wohl etwas bedächtiger und ernster auftreten.

Es macht einen tragikomischen Eindruck, in spanischen Zeitungen jetzt Beschreibungen zu finden über die Lage in Deutschland, die den Spaniern klar darthun, wie es nur einer Aufforderung von Madrid aus bedarf, damit alle Heere Europas gegen Berlin in Marsch gesetzt werden, so daß die spanische Armee noch ruhig zu Hause bleiben könnte. Dabei werden sich, erzählt man dem spanischen Publikum, gleichzeitig alle Parteien in Deutschland erheben, Sozial-

demokraten, Ultramontane und Welsen, die Könige und Fürsten des Reiches werden nach der Gelegenheit greifen, ihre völlige Unabhängigkeit wieder zu erringen, kurz die spanische Phantastie hat in ein paar Abzügen in solcher Weise mit Deutschland aufgeräumt, daß von dem Reich, seiner Regierung, seinem Heer und seiner Flotte kaum noch soviel bleibt, um den Sieg Spaniens zu einem besonders ehrenvollen zu machen. Kein Märchen ist zu toll, daß es nicht in dieser Richtung Glauben finden sollte. Die spanischen Blätter, die verkünden, daß Deutschland noch leidend zusammenhalte, daß es nicht ohne Giftmittel sei, werden halb als Verräther behandelt, von dem Kopfschütteln der öffentlichen Meinung Europas über das Verhalten der Spanier bekommen nur wenige Bewohner der iberischen Halbinsel etwas zu wissen. Die „Nationalzeitung“ meint: „Vielleicht der einzige Spanier, der die ganze Tragweite der Sache überblickt, ist König Alfons; sein Leben im Auslande hat ihm einen klareren Begriff von den Machtverhältnissen und der Lage Europas gegeben, als es den spanischen Votalpolitikern geben ist.“

Eines ist natürlich bei dieser ganzen Entrüstungsbewegung nicht aus den Augen zu lassen, nämlich: daß dieselbe sich mindestens eben so sehr gegen den König Alfons, wie gegen Deutschland richtet. Ein Madrider Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ glaubt konstatieren zu können, daß die Bewegung durchaus volksthümlich ist und ganz direkt aus den niederen Schichten hervorgeht. „Es ist — heißt es wörtlich in der betr. Korrespondenz — jene vielköpfige Masse, die in größeren Revolutionen schon oft eine Rolle gespielt hat und die jetzt, im Laufe der letzten zehn Jahre politisch ein wenig geschult, auf die nächste Gelegenheit wartet, die bestehenden Verhältnisse zu beseitigen, die Monarchie zu stürzen und das Loos der niederen Klassen des Volkes zu verbessern. Es ist dies eine Masse, die wir überhaupt keiner Partei zählen dürfen, sondern die, dem politischen Leben der Parteien völlig fremd, auf eigene Hand operiert oder die Sache derjenigen Partei zu unterstützen geneigt ist, welche die sozialistischen, nihilistischen oder überhaupt die republikanischen Ideale zu verwirklichen beabsichtigt und verspricht. Es sind jene Massen, mit denen Ruiz Zorrilla und Don Carlos rechnen und deren sich jeder zukünftige praktische Revolutionär zu bedienen haben wird. Ich wiederhole: Diese Bewegung ist nicht eine scheinbare, nicht eine nur in der revolutionären Phase sich wiederpiegelnde, imaginäre; hinter ihr stehen vielmehr robuste Gestalten, wie wir sie in den Karlisten- und Bürgerkriegen kennen gelernt haben.“ —
Der Mann kann Recht haben.

Politische Uebersicht.

Die „Allgemeine Zeitung“ in München läßt sich aus Berlin schreiben: „Auf dem Kongresse der englischen Gewerkschaften wurde von einem Redner der achtstündige Normalarbeitstag verlangt. Das hiesige Arbeiterblatt bezieht die Gelegenheit, den organisierten englischen Arbeitern den Rath zu geben, die bisherige Teilnahmslosigkeit an den politischen Fragen fallen zu lassen, das allgemeine gleiche Wahlrecht zu verlangen und, von dem ihnen künstlich beigelegten Wahn, als hätten sie es nicht nötig, Vereinigungen zu politischen Zwecken zu bilden, abzugehen. Dieser Rath ist außerordentlich bezeichnend. Unsere Gewerkschaftsbewegung liegt nicht zuletzt deshalb so im Argen, weil sie mit radikal politischen Tendenzen verquickt worden ist. Die Trades Unions haben ihre große Bedeutung nur behaupten können, weil sie rein wirtschaftliche Organisationen der Selbsthilfe geblieben sind. Die deutsche Arbeiterbewegung könnte von ihnen lernen, nicht umgekehrt.“

Wir eruchen den geehrten Herrn Korrespondenten, die Sache doch nicht so zu verdröhen. Wir haben den Gewerkschaften nicht vorgeschlagen, als solche sich an den politischen Agitationen zu beteiligen, sondern wir meinten, die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter sollten sich nicht abhalten lassen, Vereinigungen zu politischen Zwecken (also andere, geehrter Herr!) zu bilden. Daß der geehrte Herr Korrespondent deshalb solch ein Geschrei erhebt, ist „außerordentlich bezeichnend.“

Zur Diätenfrage? Die „Rhein. Westf. Ztg.“ schreibt aus Essen: „In den letzten Tagen wurde hier für den ultramontanen Reichstags-Abgeordneten Herrn Stöckel eine Hauskollekte vorgenommen. Der Kollektant führt ein Notizbuch bei sich, in welches die Geber ihren Namen und den gezahlten Betrag selbst eintragen können. Derselbe betreibt die Sammlung wenig geheim, indem er nicht allein bei den Anhängern der christlich-sozialen Partei (ultramontaner Färbung) anklopft, sondern auch bei solchen Personen sein Anliegen vorträgt, die sich für die politische Richtung des Herrn Stöckel nicht begeistern können. Der Ertrag der Kollekte im Wahlkreise wird übrigens ein sehr bedeutender sein, da auch mancher Bürger, der bei der Wahl einem anderen Kandidaten seine Stimme gegeben oder sich der Wahl enthalten hat, aus geschäftlichen oder aus sonstigen Rücksichten seinen Beitrag nicht zurückhalten wird.“ — Fiskus herbei! Es giebt etwas zu fischen.

Feuilleton.

Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von

Baldwin Wöllhausen.

(Fortsetzung.)

La Bataille wurde unterdessen den Timpanogas hinabgeschendet, um die von den Flüchtlingen eingeschlagene Richtung auszufundschaffen, während ein berittener Mormonen sich zu demselben Zwecke stromaufwärts begab, und ein anderer so gleich an den Jordan eilte, um Elliot von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und zur schleunigen Heimkehr zu bewegen.

Die drei abgefandenen Boten verließen fast gleichzeitig Fort Utah. Die Sonne entstieg gerade den östlichen Höhen, zauberisch vergoldend die beschneiten Gipfel der umliegenden Gebirgszüge, welche die Wärme des Frühsummers noch nicht ganz ihres winzigen Schmuckes entkleidet hatte.

Es war ein prachtvoller Sonnenaufgang. Weatherton, Jack, Raft und ihre indianischen Gefährten beobachteten denselben von dem Felsplateau aus, welches die süßliche Verlängerung des Uaahsee begrenzt. Sie hatten sich am Fuße desselben an einer Quelle erquickt, und waren dann auf schmalen Wildpfaden hinaufgestiegen, um dort oben, von wo sie fast das ganze Thal des Sees zu überblicken vermochten, sich selbst einige Stunden Raft, den Pferden dagegen eine Mahlzeit von den spärlich zerstreuten, aber süßen und nahrhaften Grasbüscheln zu gönnen.

Einen langen und scharfen Marsch hatten sie von der Mündung des Timpanogas, immer an dem See herum, zurückgelegt. Der bequemeren, aus dem Süden heraufkommenden Emigrantensstraße wagten sie noch nicht nachzufolgen, weil dieselbe mehrfach Anfeindungen berührte, doch beschloffen sie, am äußersten Ende des Thaies in dieselbe einzubiegen, und dann mit möglichster Eile ihre Flucht gegen Süden fortzusetzen.

Die sozialdemokratischen Mitglieder des Reichstages werden, wie aus guter Quelle mitgetheilt wird, in den gegen sie angestrenzten Prozessen des Fiskus auf Herausgabe der aus privaten Parteidonaten an sie gezahlten Diäten sämtlich zugehen, daß sie die Diäten empfangen haben, aber prinzipiell auf Grund der Reichsverfassung den Anspruch des Fiskus bestreiten und nöthigenfalls die Entscheidung der Reichsgerichte durch das Reichsgericht herbeiführen.

Der Kultusminister läßt einen merkwürdigen Bescheid an einen Volksschullehrer veröffentlichen. Es heißt in demselben: Bei Rückmeldung der Anlagen u. s. w. erwidere ich Ihnen, daß es im allgemeinen nicht gebräuchlich erscheint, davon abzusehen, daß da, wo es gebräuchlich ist, Vorrichtungen zur Säuberung und Reinhaltung der Klassenzimmer, soweit Schulkinder dazu befähigt sind, durch letztere unter Aufsicht des Lehrers ausgeführt werden. Im vorliegenden Falle ist der Schulkinder damit einverstanden, das Reinigen und Kehren des Abortes, sowie das gründliche Abputzen der Fenster einmal wöchentlich, das gründliche Scheuern und Waschen der Fenster einmal monatlich durch Erwachsene ausführen zu lassen, so daß das Abputzen der Fenster, soweit es täglich erforderlich ist und das tägliche Kehren des Fußbodens nebst Säuberung der Schulutenfluren vom Staube durch die Schulkinder zu erfolgen hat. Ihre Pflicht bleibt es, das Reinigungsgeschäft zu beaufsichtigen, gleichviel, wer es ausführt.“

Die Vermehrung der Loose der preussischen Staatslotterie bildet gegenwärtig den Gegenstand eingehender Erörterungen im Staatsministerium. Von dem Ergebnis dieser Erörterungen dürfte es abhängen, ob der Landtag in seiner nächsten Session sich mit dieser Frage von neuem zu befassen haben wird. Offenbar ist es der Regierung bei ihrem Vorgehen darum zu thun, zunächst noch die öffentliche Meinung in dieser Richtung zu sondiren, die ja im allgemeinen einem solchen Vorhaben nicht abgeneigt erscheint.

Von der deutschen Marine. Ueber den Unfall des Panzerschiffs „Vaiern“ wird folgendes Nähere bekannt. Die Kreuzerkorvette „Sophie“ war unweit Korsör auf Grund gerathen und „Vaiern“ hatte Auftrag, dieselbe abzuschleppen. Bei dieser Gelegenheit lief das Panzerschiff selbst auf einen Stein auf und zog sich das Ved zu. — Es verlautet heute mit Bestimmtheit, daß die Korvette „Olga“ im Oktober eine größere zweijährige Reise antritt. Als Ziel derselben wird zunächst Afrika angegeben, doch ist Näheres noch nicht zu ermitteln. Der Kommandant und der größte Theil der Offiziere werden gewechselt.

Der Termin der Wahlen zum preussischen Landtag wurde von der „Nordd. Allg. Ztg.“ in folgender seltsamen Form bekannt gemacht: „Die und von auswärts telegraphirt wird, sind im letzten Ministerrat am Dienstag die Wahlen zum Abgeordnetenhaus auf den 29. Oktober, bezw. auf den 5. November anberaumt worden.“ Wozu erst dieser Umweg?

Der bairische Landtag wird in den nächsten Tagen eröffnet werden. — Was die zukünftige Thätigkeit der Landboten ausmachen wird, davon erfährt man herzlich wenig. Die „N. N.“ melden heute, daß die Absicht, ein verändertes Wahlrecht anzuführen, von der viel gesprochen wurde, vor die Kammer zu bringen, im Finanzministerium aufgegeben sei. Für Universitätszwecke, namentlich für Erbauung eines physikalischen Instituts in München und eines zoologischen in Würzburg, sollen erhebliche Mehrforderungen zu erwarten sein. Von etwaigen Forderungen für die Igl. Biwille ist es zur Zeit still geworden. Ein Führer, der kürzlich in mehreren Zeitungen ausgestreckt wurde, wurde in der Presse nicht sehr freundlich aufgenommen. Auch im Publikum löst der Gedanke einer Erhöhung der Biwille auf nicht geringen Widerspruch. Die Samierigkeiten, in welchen sich die Kabinettskassen befinden, werden am ersten erwiehen durch die Thatsache, daß der neue Hoftheaterassistent, der allerdings aus dem Interimsamt nicht herausgenommen war, wirklich so „starr“ ist, daß er nicht mehr mithin kann. Er scheint den Ariadnefaden, der aus diesem Labyrinth führt, eben auch nicht haben finden können. Sein präsumptiver Nachfolger ist der Hauptmann a la suite Friedrich Schubert, der sich auch als Dramatiker versucht hat. Sein Drama „Florentiner“ ist im vorigen Jahre am hiesigen Hoftheater gegeben worden. Ob der Herr auch Finanzminister ist, weiß man nicht, aber all seine Kunst dürfte schwerlich geeignet sein, Ordnung zu schaffen. — Ultramontane Blätter melden, daß im Laufe der Woche ein Ministerrat stattfinden wird, der sich wiederholt mit der Frage der Regelung der Verhältnisse der Biwille befassen soll. Damit tritt auch die ultramontane Presse aus der bisherigen Reserve heraus.

Ueber die Herren Stöcker und Wagner äußert sich der konservative „Camb. Korrespondent“ folgendermaßen: „Die abfälligen Bemerkungen, welche die „Nordd. Allg. Ztg.“ kürzlich über die christlich-sozialen Partei gemacht hat, sind so ziemlich überall als ein Versuch angesehen worden, Herrn Stöcker abzuschütteln, um einem konservativ-nationalen Wahlkompromiß die Wege zu bahnen. Herr Stöcker selbst scheint die Sache nicht anders aufgefaßt zu haben, da er eine Versammlung berufen hat, lediglich zu dem Zweck, den Schlag, den die „Nord-

Die Mohaves, mit welchen die Delawaren sich schnell verständigen lernten, versprachen, daß sie innerhalb weniger Tage ihnen bekannte Gegenden erreichen würden, wohin ihnen die Mormonen schwerlich nachzusehnen vermochten, und daß, einmal am Kolorado, ihnen ein bequemer Weg nach dem nahe der Mündung des Stromes gelegenen Fort Suma offen stände.

Weatherton konnte sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, so weit hinab zu gehen. Doch blieb ihm vorläufig keine andere Wahl. Er gab indessen die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe der beiden Delawarenjäger auf einem Umwege in das Lager der gegen die Mormonen aufgestellten Truppen zu gelangen, um von dort aus noch einmal Alles aufzubieten, Bertha, und sei es mit Gewalt, dem ihr drohenden Geschick zu entreißen.

Seit seiner Unterredung mit Jansen war er nämlich wie umgewandelt. Der strenge Mormonen hatte, freilich bedingungsweise, ein liebliches, verlockendes Bild vor ihn hingezaubert und dasselbe, als er die Bedingungen verwarf, eben so schnell und unerbittlich wieder vernichtet. Doch war gerade dadurch seinen Wünschen eine andere und bestimmtere Form verliehen worden. Denn wie ihn früher, nach seiner Ueberzeugung, nur eine warme, aber uneigennütige Theilnahme für das Mormonenmädchen bei allen seinen Handlungen leitete, so war er sich jetzt eigentlich erst so recht bewußt geworden, daß seine Wünsche und Hoffnungen viel, viel weiter reichten. Jansen's Geständnis aber, daß er bei Bertha auf mehr als eine bloße herzliche Freundschaft rechnen dürfe, diente gewiß nicht dazu, den Gedanken an den endlichen Besitz im Reime zu ersticken.

Die Erinnerung, daß Bertha dem Mormonenthum mit unerschütterlicher Frömmigkeit ergeben sei, drängte sich wohl feindlich, wie ein abelwollender Schatten, zwischen ihn und seine erwachenden Hoffnungen, doch indem sein heißes Verlangen von Tag zu Tag wuchs, erschien es ihm auch möglicher, daß sie, nachdem sie einen klaren Einblick in die Vorschriften des neuen Glaubens gewonnen, demselben wieder gern entsagen and so die letzte Scheidewand selbst niederreißen würde.

Es war daher erklärlich, daß er mit Widersetzen vom

deutsche“ geführt hatte, zu pariren. Daß ihm das bei seinen Vereinen von der christlich-sozialen Partei gelungen, ist selbstverständlich, in weiteren Kreisen aber werden die Ausführungen, mit denen der Herr Hofprediger die „Norddeutschen“ zu widerlegen versuchte, die Bedenken gegen seine Art der politischen Propaganda nur noch gesteigert haben. Namentlich ist seine Antwort auf die Aufforderung des Herrn Blattes, sich von der politischen Agitation zurückzuziehen und seine Kraft der inneren Mission zuzuwenden, in hohem Grade charakteristisch. „Schaffe man“, sagte er, „die Sonntagsschule, schließe man die Wägen, die Wiener Cafés u. s. w. dann erreicht man damit mehr als mit 1000 Jahren Missionstätigkeit.“ In dem Munde eines politischen Agitators würden diese Bräulen nicht weiter auffallen, aber ein Hofprediger sollte von der Wirksamkeit seines eigenen Verus noch eine höhere Auffassung haben, um zu sagen, daß er einige polizeiliche Maßregeln oder eine schärfere Handhabung der Strafgesetze für bedeutungsvoller hält, als Alles, was er und seine Nachfolger in absehbarer Zeit auf dem Gebiete der sittlichen Verbesserung wirken können.

Herr Professor Wagner, der Herrn Stöcker sehr lebhaft sekundirte, hat sich die Widerlegung der „Norddeutschen“ viel leichter gemacht. Er bezeugt, daß der Artikel des offiziellen Blattes die Bedeutung habe, welche ihm von den Gegnern beigelegt wurde. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ meint er, habe einmal ihr eigenes Roß erprobt und werde lofpfeife gemorden sein, als sie den Beifall der Oppositionspresse vernommen habe. Da die „N. N.“ sich bezieht auf einen Bericht über die Versammlung abzudrucken, und sich die Besprechung derselben vorbehält, so wird Herr Professor Wagner wohl bald Gelegenheit haben, zu erfahren, daß die „N. N.“ nicht so ängstlich ist, wie er glaubt. Uebrigens bezeichnet er es ja als belannt, daß die antisemitische Bewegung im inneren Kabinet des Ministerhotels nicht ganz gebilligt werde; danach hätte also die auf eigene Faust operierende „N. N.“ genau das ausgesprochen, was man im inneren Kabinet des Ministerhotels denkt. In der That läuft denn auch die ganze Position, welche Herr Wagner einnahm, auf eine offene Opposition gegen die Regierung hinaus, der er indirekt vorwirft, sie wolle auf halbem Wege stehen bleiben, obgleich er in demselben Athem versichert, „ich bin Regierungsmann vom Scheitel bis zur Sohle“. Diese eigenthümlichen Erklärungen des Herrn Wagner enthalten vielleicht auch die Lösung des Räthfels, weshalb der Professor seinerseits bereits den Entschluß gefaßt hat, ein Mandat nicht wieder anzunehmen und sich von dem politischen Gebiet, auf dem er allerdings wenig Vorbeeren gepflügt hat, zurückzuziehen, um sich ganz seiner Wissenschaft zu widmen. Herr Wagner versichert, was ihn dazu bestimme, sei die Wahrnehmung, daß er nicht so starke Nerven habe, wie Herr Stöcker. Herr Professor Wagner scheint aber auch auf eine Wiederaufstellung in dem Wahlkreise Osthavelland (Potsdam), in dem er einmal ins Abgeordnetenhaus gewählt worden ist, endgültig verzichtet zu haben, da dort ein anderer konservativer Kandidat aufgestellt ist.

Herr v. Bennigsen hat wieder einmal von sich hören lassen. Auf dem am 20. d. M. abgehaltenen Parteitage der „National-Liberalen“ der Provinz Hannover hielt Bennigsen die Hauptrede, worin er sich für die entschiedenste Bekämpfung des Centrums und der extremen Konservativen und für ein Zusammengehen mit den Gemäßigten Konservativen und Freikonservativen aussprach, doch dürften die Nationalliberalen nie vergessen, daß sie eine liberale Partei seien. Bennigsen pries ferner Bismarck's sozialpolitische Initiative, hob die Wichtigkeit der Agrarfrage hervor und empfahl für Preußen die Verpflanzung der Domänen der Ostsee-provinzen als innere Kolonisation, zumal in tropischen Kolonien deutsche Ackerbauer nicht fortkommen könnten.

Ueber den Sklavenhandel in Sansibar wird der „Ross. Ztg.“ von einem der Verhältnisse kundigen Seemann geschrieben: „Trotz aller Ueberwachungen durch englische Kriegsschiffe und durch die von der englischen Regierung an der ostafrikanischen Küste eingerichteten Konsulate ist es bisher nicht möglich gewesen, den Sklavenhandel nach Sansibar und Pemba gänzlich zu unterdrücken. Namentlich zur Zeit der Nebenernte blühe dieser Handel, und wennschon die beiden in Sansibar stationierten englischen Kriegsschiffe unausgesetzt an der Küste kreuzen und alle verdächtigen Fahrzeuge unteruchen, so gelangen doch noch eine beträchtliche Zahl von Sklaven auf unangefochten an die Pemba- und Sansibar-Küste, wo dem Verkauf dieser lebenden Waare selbst durch die englischen Autoritäten kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden kann, denn sowohl der Sultan von Sansibar sowie die reichen Plantagenbesitzer halten Sklaven ganz offen und vermieten sie zu irgend welchen Arbeitsleistungen an Europäer, auch an Engländer. Uebrigens ist der Dienst der englischen Kriegsschiffe zur Verhinderung des Sklavenhandels ein recht lukrativer, da die Kommandanten sowie die Besatzung dieser Schiffe für jedes eingebrachte Sklavenfahrzeug ganz bedeutende Geldsummen empfangen. Diese Prämierung geschieht entweder der Anzahl der befreiten Sklaven entsprechend oder unter Berücksichtigung der Größe des Fahrzeuges und die Wahl der Prämierung ist ganz dem Ermessen

Salisee-Thal schied, und eine Reise den Kolorado hinunter weniger seinen Plänen und Wünschen entsprach, als die Rückkehr in das Lager der Vereinigte Staaten-Armee.

Dergleichen Gedanken beschäftigten also seinen Geist, als er das weite Thal mit dem glänzenden Wasserspiegel und der wilden Einsassung überschaute, und mit dem neben ihm stehenden Jack die Berichte ihrer verschiedenen Erlebnisse austauschte. Hier erhielt er auch die ersten Aufschlüsse, warum jener und die Delawaren für Reynolds' Mörder gehalten und als solche wie schädliches Wild von einem Ende des Mormonengebietes nach dem andern gehetzt und verfolgt worden waren.

Die Beschreibung des Mordes selbst erfüllte ihn mit Entsetzen und Abscheu gegen Holmsten, und das Herz sank ihm in der Brust, indem er sich vergegenwärtigte, daß in den Händen solcher Menschen ein entscheidender Einfluß auf Bertha's Geschick ruhe.

Der Eindruck, welchen Jack durch seine Schilderungen bei ihm hervorrief, war ein so überwältigender, daß er leicht die letzte Scheu überwand, welche er hegte, die geheimsten Seiten seines Herzens vor ihm aufzudecken. — Als sie einige Stunden später sich zur Weiterreise rüsteten, da hatte er dem Maler Alles mitgeteilt, was dieser freilich schon längst aus eigener Beobachtung wußte, aber auch das, was ihn selbst dazu berechtigte, die letzte Hoffnung auf einen glücklichen Endausgang nicht sinken zu lassen, und sogar sein Leben an die Verwirklichung seiner Träume zu setzen. —

Erst in den späten Nachmittagsstunden lehrten Elliot, Holmsten und eine größere Anzahl berittener Männer vom Jordan zurück. Auf die Nachricht von dem Entweichen der Gefangenen waren sie den übrigen Bewohnern des Forts vorausgeeilt, um sogleich die nöthigen Anstalten zur schleunigsten Verfolgung zu treffen; denn wurden auch Beide von verschiedenen Beweggründen geleitet, so bargen sie doch ganz denselben Haß und Racheburst in ihrem Innern; und wie Elliot kein Opfer scheute, den Gegenstand seiner wilden Eifersucht zu verderben, so bot Holmsten Alles auf, Diejenigen aus dem Wege zu räumen, welche als Reynolds' Mörder darzustellen und zu brand-

des Kommandanten überlassen, der natürlich bei kleinen vollgeladenen Sklavenschiffen sich die Kopfzahl bezahlen läßt, größere Fahrzeuge mit weniger Sklaven aber lieber nach der Länge von Steuen zu Steuen tarirt. Da die Konsuln an der Küste meist frühere englische Seeoffiziere sind, die zum größten Theil selbst derartige Kommandos gehabt haben, so besteht eine unausgesetzte Verbindung zwischen ihnen und den Schiffskommandos und es kommt daher selten vor, daß ein schiffliches Kriegsschiff am Ende seiner achtstägigen Kreuztour ohne wenigstens ein größeres Sklaventransport zurückkehrt. Die befreiten Sklaven werden dann gewöhnlich nach Bombassa übergeführt, wo ihnen freies Land zur Bebauung und Ansiedelung von der englischen Risikogesellschaft übergeben wird, während die Bejahungen der Sklavenschiffe in Ketten geschmiebet und im Fort von Sansibar internirt werden, von wo sie als Sklaven des Sultans jedwede Zwangsarbeit verrichten müssen. Die Fahrzeuge selbst wurden früher verbrannt, heute zu Tage werden sie aber auf Land geschleppt und mitten auseinander geschnitten, so daß ihre Zusammenführung wieder möglich ist. Die einzelnen Theile werden dann natürlich möglichst vortheilhaft verkauft und liefern so einen weiteren nicht unbedeutlichen Gewinn. Man geht nicht zu weit fehl, wenn man die aus diesem Dienst erwachenden Zulagen für den Kommandanten eines solchen englischen Kriegsschiffes auf circa 500 Pfli. pro Jahr berechnet. Jedenfalls wird der Eifer hierdurch angepoth.

Dänemar.
Die am 5. Oktober beginnende neue Reichstagsession wird anscheinend in gleicher Weise beginnen, wie ihre Vorgängerinnen aufgehört haben. Wie ein Provinzialblatt wissen will, begt die Linkspartei die Absicht, sofort nach Eröffnung der Session die Einsetzung einer parlamentarischen Kommission zu beantragen, welche eine Untersuchung der Verwaltung und Rechtspflege vornehmen soll.

Holland.
Aus Amsterdam wird der „Frankf. Zig.“ telegraphirt: Im Prozesse des Sozialisten van Ommeren, welcher hochverräterische Pläne angefangen hatte, ist der Angeklagte zu 2 Jahren Einzelhaft verurtheilt worden.

Türkei.
Ueber die Verkastung des Generalgouverneurs von Ostromelien werden der „Times“ über Bukarest folgende Einzelheiten gemeldet: Die Umstände den Absetzung Gavril Paschas gleichen sehr denjenigen, unter welchen Cusa in Bukarest im Jahre 1866 gestürzt wurde. Keine Gewalt wurde angewendet und Gavril leistete nicht Widerstand. Er hatte geflüchtet und schellte nach seinem Diener, damit er abräume. Da trat statt des Dieners Oberst Sebulowitsch und 6 Soldaten ein, präsentirten und erklärten dem Gouverneur, daß er Gefangener sei. Gavril sah zum Fenster hinaus und bemerkte, daß sein Garten voll Soldaten war. Er wandte sich darauf zu Sebulowitsch und sagte: „Das ist plötzlich, aber ich muß Ihnen einen schriftlichen Protest überreichen.“ Der Oberst erklärte, daß er keinen Protest entgegen nehmen könne, aber S. Exzellenz in Arrest setzen müsse. Etwa später versammelte sich die Miliz vor dem Palaße; Strasky verlas die Proklamation der provisorischen Regierung und forderte die Miliz auf, dem Fürsten Alexander den Eid zu leisten. Dies thaten denn auch die Milizen, indem sie ihre Gewehre schwenkten und einige Minuten lang jauchzten. Es war eine Scene großer Aufregung, allein die Ordnung wurde weder damals noch später in der Stadt gestört. Die einzigen Gewaltthatigkeiten, welche verübt wurden, bestanden in dem Herunterreißen der Embleme der türkischen Souveränität.

Oesterreich-Ungarn.
Aus Reichenberg (Böhmen) wird gemeldet: In der Nacht von Sonntag auf Montag wurden in den Straßen, sowie auf einzelnen Häusern und Fabriken anarchistische Flugchriften in tschechischer Sprache aufgefunden. Dieselben erweisen sich als Exemplare des „Smooboda“, des Organs der tschechisch-slavischen Anarchisten. Als Druckort ist New York angegeben. Der Inhalt ist eine Verherrlichung der Mörder Kammerer und Stellmacher.

Spanien.
Aus Madrid wird gemeldet: Die Untersuchung gegen die Helden der Zweikämpfe an dem gewaltthätigen Angriffe auf die deutsche Gesandtschaft beschuldigte Personen ist nahezu beendet, und werden dieselben binnen Kurzem unter der doppelten Anklage: das Haus und die Flagge des Vertreters einer befreundeten Macht beschimpft und ferner durch ihre Gewaltthätigkeiten das Land der Gefahr eines Krieges mit einem fremden Staate ausgesetzt zu haben, vor Gericht erscheinen. Die Strafe des ersten Verbrechens ist Zuchthaus, die des zweiten Zwangsarbeit im Bagno.

Italien.
Rom, 21. September. Um die Bevölkerung von Palermo zu beruhigen, hat der dortige Allgemeine Arbeiterverein einen Aufruf erlassen, in welchem die Leute beschworen werden, Erkrankungen an der Cholera sofort anzumelden und nicht an die Brunnen von vergifteten Brunnen und von der Verbreitung der Seuche durch die Kanäle zu glauben. Da zahlreiche Patienten die Stadt durchstreifen, sind Unordnungen nicht mehr vorgekommen. Vom 19. d. Mitternachts bis zum 20. Mittags sind 53 Todesfälle in Folge der Cholera vorgekommen. Die

marken er sich mit auffallender, ihn fast verrathender Aengstlichkeit bemühte. Wurden die Flüchtlinge ereilt und im offenen Kampfe getödtet, so durfte Elliot ohne Furcht vor ihn treffenden Vorwürfen vor Gertha erscheinen und sie an ihr Versprechen erinnern, während Holmsten in diesem Falle von der Befreiung befreit war, daß der Verdacht des begangenen Verbrechens dennoch durch irgend einen unvorhergesehenen Umstand auf ihn gelenkt werden könne. Er liebte ja der ihm unausgesetzte martirende Ueberzeugung, daß die drei Reiter, die vor ihrer Flucht nach der Antilopen-Insel den todtten Körper aus dem Fluß gezogen und auf die Brücke gelegt hatten, ihn auch belauschten und seiner Zeit als Ankläger und Zeugen gegen ihn auftreten würden.

Der unerwartete Tod des Grafen kam namentlich Elliot gelegen, obgleich er sich misbilligend über das Indianers rasches Verfahren aussprach und den Verlust eines so guten Soldaten schmerzlich beklagte. Den Baron dagegen, der immer mehr die Erinnerung an die Vergangenheit in dem ihm statt Soldes verabreichten Brantwein zu erfrischen suchte, fürchtete er nicht weiter, weil er sich nie in eine vertraulichere Unterhaltung mit ihm eingelassen, und daher die demselben von dem Grafen gemachten etwaigen Mittheilungen als böswillige Verleumdungen zurückzuweisen vermochte.

Fast gleichzeitig mit Elliot und Holmsten war auch der Schlangentanz-Indianer eingetroffen. Derselbe hatte in der Nähe des Utahs die von den Entflohenen eingeschlagene Richtung wirklich ausgeführt.

Es blieb daher nur noch übrig, die zur Verfolgung bestimmte Abtheilung mit allem zu einer längeren Abwesenheit Nothwendigen zu versehen und sie dann sogleich in ausreichender Stärke aufbrechen zu lassen.

Holmsten zeigte sich bei diesen Vorbereitungen vorzugsweise geschäftig, und er legte einen so hohen Werth auf den guten Erfolg der auszuführenden Expedition, daß es bei ihm nur kurzer Ueberlegung bedurfte, sich derselben anzuschließen und den Posten eines Befehlshabers zu übernehmen. Seine Gesellschaft bestand aus siebenundzwanzig Mitgliedern, von welchen zwanzig wohl bewaffnete und im Ge-

brauch der Wächse geübte Utah-Indianer waren. Er selbst und seine sechs weißen Gefährten waren beritten, und dabei hatten sie sich so geübt, daß sie in der Ferne ebenfalls für eingeborene Krieger gehalten werden mußten.

Amerika.
Eine Depesche aus Guatemala vom 19. d. M. meldet, daß eine Revolution dort ausgebrochen sei. Es wurde in Folge dessen der Belagerungszustand erklärt, während mehrere hervorragende Offiziere verhaftet und zwei ehemalige Minister verbannt wurden. Man glaubt, die Bewegung sei bereits vereitelt worden.

Afrika.
Der Indianerhäuptling Big Bear, Riel's Bundesgenosse in dem jüngsten Aufstande im Nordwesten von Kanada, ist vom kanadischen Gerichtshof zu drei Jahren Kerker verurtheilt worden.

Brasilien.
Rio de Janeiro, 19. September. Die brasilianischen Behörden empfangen fortgesetzt Berichte, welche die Meldung, daß Osman Digma todt sei, bestätigen. Derselbe wurde, wie es scheint, nach einer vernichtenden Niederlage, welche seiner aus 3000 Mann bestehenden Streitmacht von der Garnison von Kassala und den freundlich gesinnten Stämmen beigebracht worden, getödtet. Letztere sandten unverzüglich nach dem Siege vollkommene Lebensmittel und Vieh nach Kassala.

Japan.
Bei den gegenwärtig stattfindenden Abbruchsarbeiten am sogenannten Bullenwinkel in der Taubensstraße hat man auch die Zufluchtsstätte einer Anzahl jener Unglücklichen entdeckt, welchen ein Obdach für die Nacht fehlt. Man kann diesen Zufluchtsort, der sich auf dem überbauten Terrain des zugeschütteten Grüns Grabens befindet und nach der Jägerstraße zu belegen ist, ein wahres Pennbrüder-Idyll nennen. Denn an dieser geschützten Stelle sind ordentliche Lauben eingerichtet, welche recht mässig ausgestatt sind. Um der Jugluft den Eintritt zu verwehren, hat man eine Wand von altem Mauerwerk gebildet, dieselbe mit Lumpen und altem Papier gedichtet und sie vor die offene Seite der überbauten Stelle aufgestellt. Während soll der Anblick sein, wie sich hier Alles eng aneinander schmiegt und sich ergeben in sein trauriges Schicksal findet. Binnen Kurzem wird auch diese Stätte der bittersten Armuth beseitigt sein. Wo dann diese Unglücklichen kampiren werden, wer weiß es.

Lokales.
Ueber die Wiener Cafés schreibt der Berliner Korrespondent der „Bresl. Morg.-Ztg.“ folgendes: „Was die Wiener

brauch der Wächse geübte Utah-Indianer waren. Er selbst und seine sechs weißen Gefährten waren beritten, und dabei hatten sie sich so geübt, daß sie in der Ferne ebenfalls für eingeborene Krieger gehalten werden mußten. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang waren endlich Alle reisefertig, und begleitet von den besten Wänschen brach man auf. Nach der Mündung des Timpanogas begab man sich nicht mehr hin; es wäre überflüssig gewesen, da die Flüchtlinge nur durch den Südpas aus dem Thale entweichen sein konnten, und indem man gleich von Fort Utah aus die oben erwähnten Felsplateaus zum nächsten Ziel wählte, wurde ein bedeutender Umweg abgekört.

Elliot gab dem seiner Bande in einiger Entfernung nachfolgenden Holmsten noch eine Strecke das Geleit. Sie sprachen viel und sehr ernst mit einander, und als sie dann Abschied von einander nahmen, da geschah es unter den unheimlichsten Versicherungen und Warnungen, und namentlich unter Hinweisung auf den listigen Schlangentanz-Indianer, welcher die Expedition als Führer begleitete.

Ein Entkommen ihrer Opfer hielten sie kaum noch für möglich. La Bataille's Nachsucht, der Utahs Raub- und Nordluft, und endlich der Fanatismus der erbitterten Mormonen waren drei zu mächtige Bundesgenossen.

Auf der Ostseite des Wahsatagebirges. Seltam fügt es oft der Zufall, daß sich in einer und derselben Stunde Begebenheiten von den weittragendsten Folgen ereignen, welche, obgleich durch große Zwischenräume geschieden, dennoch in enger Beziehung zu einander stehen, aber eine geradezu entgegengesetzte Wirkung ausüben.

So geschah es auch an jenem Nachmittage, als die Bande der Utahs zu Weatherton's Verfolgung das Fort verließ; denn fast gleichzeitig lenkten Jansen und Gertha ihre ermüdeten Pferde aus dem letzten Engpas des Wahsatagebirges in die Ebene, in welcher in weitem Halbkreise und in lang geredeten Linien die Feuer der dafelbst gelagerten Vereinigte Staaten-Truppen ihre blaue Rauchsäulen in die stille Atmosphäre empor sandten.

Cafés betrifft, so halte ich ihre pilgartige Vermehrung für einen großen Schaden. Das Ueberwuchern der Wiener Cafés hängt innig zusammen mit der Trinkgelddrage. Jeder neue Besucher eines Wiener Cafés ist Zahlkellner in einem etwas älteren gewesen. Gemeinlich genügt eine zwei- bis dreijährige Thätigkeit, um ihn in den Besitz eines Vermögens zu bringen, mit dem er sich selbst dann ein Haus errichten kann. Die Trinkgelder allein machen den Mann allerdings nicht reich. Man hat es mir verrathen, wie große Summen sehr schnell verdient werden. Im Wiener Café ist Nacht — denn nur Nacht ist dort Leben — der Fremde, „Keiner, zahlen!“ ruft er. Jean kommt, rechnet zusammen, verrechnet sich wohl auch, — nie zu Gunsten des Gastes — heimst mit je nach der Höhe der Trinkgelder lautem oder leisem „Danke schön!“ sein Trinkgeld ein, als eine jener Damen, die in der Nähe sitzt und vielleicht ein Wort mit dem Gaste gewechselt hat, ihn recht sehr bittet, doch auch ihre Beche mitzubezahlen — ein Bier oder ein Vitello und ein Liqueur. Es ist nicht viel, und der Gast thut es unter hundert Fällen achtzig Mal. In Wahrheit aber hat Frau-lein Melinda gar nichts zu bezahlen. Sie stellt das Anfinnen in jeder Nacht, so oft sie kann, an Fremde, und da ein halbes Duzend Melindas bei dem schnell wechselnden Publikum dieselbe Strategie verfolget, so läßt sich der Ueberfluß herausrechnen, den so ein Zahlkellner am Schluß des Tages hat. Warum die Melindas das thun? Weil sie gar leicht aus dem Total erwiesen werden können und es ihnen darauf ankommt, die Nachthaber in gütiger Stimmung zu erhalten. Der Zahlkellner braucht davon gar nichts zu wissen; er braucht es nur zu ahnen. Er fordert nichts; er nimmt nur, was ihm als Bezahlung freiwillig geboten wird. Das ist das Geheimniß des schnellen Erfolges der Wiener Cafés. Aber sie unterscheiden sich wesentlich von denen in Wien. Hier sind sie am Tage menschenleer, das Leben beginnt erst in den Nachtstunden. Und es sei offen gesagt, daß sie direkt von bösem Einfluß auf unsere Jugend sind. Nachtstunden, die der Erholung gebören, werden in mehr als zweifelhafte Umgebung dem Schlafe geraubt. Während man dem Gesindel den Krieg bis auf's Messer erklärt, werden ihm hier immer neue Sammelpunkte geschaffen. Konfessionen werden vom Stadtausschuß vorchriftsmäßig nach der Bedürfnisfrage entschieden. Es wäre an der Zeit, daß man die Bedürfnisfrage fortan sehr ernstlich prüfte.“

R. Seinen wohlverdienten Bescheid erhielt gestern Abend ein sogenannter Sturper von den Passagieren eines Pferdebahnwagens an der Weidenammerbrücke. Der Wagen war eben im Begriff, die Fahrt nach Tegell anzutreten, die Feierabendstunde hatte geschlagen und alle Räume des Wagens bis auf einige Deckplätze waren besetzt. Der hinzukommende, sein gelleidete Herr wurde nach oben vom Kondukteur gewiesen, kam aber sofort wieder herunter, mit der Erklärung, „zwischen die Sorte Menschen könne sich kein anständiger Mensch setzen, er möchte unten sitzen zu bleiben.“ Der Kondukteur forderte ganz bescheiden den anmaßenden Herrn auf, wenn ihm der Platz auf dem Deck nicht passe, den nächstfolgenden Wagen zu benutzen. Als der Sturper aber seine Ausdrücke wiederholte, die oben sitzenden Arbeiter „gemeines Volk und Kanaille“ nannte, da brach der Sturm allgemeiner Entrüstung von Seiten aller Passagiere über den Unverschämten los und er mußte leinlaut und beschämt sich beeilen, das Feld zu räumen, sonst wäre es sicher zum Lynchen gekommen.

g. Das Haus Breitestraße 22 gehört zu jenen noch vorhandenen Gebäuden Berlins, dessen Erbauung bis in das 17. Jahrhundert zurückreicht. Der jetzige Besitzer hat das Haus jetzt renoviren lassen und dem Innern einen prachtvollen Schmuck durch Anbringung altdeutscher Bilder und schöner Sinnprüche in altdeutscher Schrift gegeben. Gleich unten im Hausflur sind die bisherigen Besitzer des Gebäudes bis ins 17. Jahrhundert verzeichnet. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die in Rede stehende Straße im 17. Jahrhundert die „Große Straße“ hieß und erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ihr heutiger Name allgemein wurde. Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Ruinen eine Zeilang ihren Wohnsitz mit den für den Ratsthal in der Breitenstraße bestimmten Gebäuden getheilt haben, indem in Sälen des Rathsalgebäudes die ersten Theaterveranstaltungen stattfanden, welche in Berlin seitens des Hofes veranstaltet worden sind. Die Breitestraße gehörte schon in früheren Zeiten zu den lebhaftesten Gegenden für den Handel. Vornehmlich diente sie dem Buchhandel, den Seidenwaarenlägern, Pußläden und großen Magazinen für die reichsten Modewaaren und dergl. zur Stätte.

Gerichts-Zeitung.
Eine auf Straßentrab lautende Anklage beschäftigte gestern das Schwurgericht des hiesigen Landgerichts I. Angeklagt waren der Arbeiter Friedrich Mader und der Maurer Bernhard Hauck, zwei wegen Eigentumsvergehen bereits vorbestrafte Menschen. Am 2. August Morgens gegen 2 1/2 Uhr ging der Tischlergeselle Grunke allein die Koppentstraße entlang. In der Gegend des Schleifischen Bahnhofes sah er auf den Treppentufen eines Hauses zwei anscheinend schlafende

Die Reisenden hatten den Weg von Fort Utah bis hierher in vier Tagen zurückgelegt. Es war ihnen dies eben nur dadurch möglich geworden, daß sie, anstatt die „Große Salzfesstadt“ zu berühren, die Hauptemigrantensstraße in der nächsten gangbaren Richtung zu gewinnen trachteten. Dieser folgend, fanden sie vielfach Gelegenheit, bei den dort stationirten Sicherheitsposten zu rasten und sich zu erfrischen, oder auch, je nachdem sie eintrafen, auf verhältnismäßig bequeme Weise zu übernachten.

Bei dem äußersten besetzten Mormonenposten, von welchem aus die Mündung des Passes mit wenig Aufwand an Leuten und Mitteln vertheidigt werden konnte, waren sie zum letzten Mal eingekehrt, um daselbst, ihrer ermüdeten Pferde wegen, einige Stunden zuzubringen.

Jansen schlug seiner Richte vor, bis zum nächsten Morgen zu warten und sich erst dann in das etwa eine englische Meile weit entfernte feindliche Lager zu begeben. Er befürchtete, daß die Anstrengungen zuletzt dennoch die Kräfte des jungen Mädchens, trotzdem es von der früheren Reise her an die Beschwerden eines Rittes durch die Wästen gewöhnt war, übersteigen würden. Gertha dagegen wies diese aus freundlicher Fürsorge entspringende Zumuthung mit Entschiedenheit zurück. Sie wollte noch an demselben Abend die Gewissheit erlangen, ob der kommandirende General auf das Anerbieten ihres Ojels einging, um dann ohne Verzug schon am folgenden Tage die Rückreise wieder antreten zu können. Denn wenn sie auch seit auf das Versprechen der Mohaves, die ihr so vielfache Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben, baute, so beschlich sie doch immer eine unennbare Angst, wenn sie Elliot's gedachte und sich dabei vergegenwärtigte, daß Weatherton's Schicksal der Billür derselben preisgegeben sei. Sie glaubte ihn, der sich nur ihretwegen allein in diese mißliche Lage gestürzt hatte, nicht eher als gerettet betrachten zu dürfen, als bis er die Grenzen des Mormonenstaates überschritten habe, und um dieses zu beschleunigen, trieb sie ihren Otel beständig zur Eile, während dieser, erfüllt von wehmüthiger Theilnahme und väterlicher Besorgnis, sie vor Ueberanstrengungen zu bewahren suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jungfrauentribut in Deutschland.

Der ruhige Beobachter mußte über den „Jugenddrapen“ der deutschen „guten Gesellschaft“ lächeln, die über die bekannten Enthüllungen der „Ball Mall Gazette“ geradezu aus dem Häuschen gerieth.

So etwas kommt bei uns nicht vor, hieß es.

Die vollstündliche Presse wies auf die Analogie der sozialen Verhältnisse in den „Kulturstaaten hin und zeigte, daß auch in Deutschland der Krebschaden der Prostitution auf's Ueppigste wucherte.

Man bestritt dies.

Jetzt kommt das Organ der rheinischen Unternehmer, die nationalliberale „Aheinisch-Westfälische Zeitung“, und läßt sich aus Nordhausen folgendes schreiben:

„Die Enthüllungen der „Ball Mall Gazette“ haben auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregt, wenig bekannt aber dürfte sein, daß auch in Thüringen Zustände existiren, welche mit den in der „Ball Mall Gazette“ in mehr als einer Beziehung Ähnlichkeit haben. Zur Kenntniß dieser Zustände gelangte ich durch Recherchen, deren Veranlassung ein hier verhandelter Prozeß gegen den Gastwirth Karl Wiegleb von hier, Besitzer der Gastwirthschaft „Zur Grafenschaft Hohenstein“ wegen Kuppelei war. Meine Recherchen führten mich zu dem Resultat, daß Herr Wiegleb und andere ihren Bedarf an Keilnerinnen meist durch eine Dame in Braunschweig, bekannt unter dem Namen „Tante Meier“, bezogen, welche ein ausgebreitetes Geschäft dieser Art hat. Nicht selten wird von den bezeichnenden Witiben das englische System verfolgt. Dasselbe besteht darin, daß die Witibe durch Gewährung von Vorschüssen und Anrechnung ganz enormer Preise für Garderobe und Pension die Mädchen in ein Abhängigkeitsverhältnis bringen, aus welchem sie sich nicht anders wieder herausarbeiten können, als indem sie sich auf den Weg der Schande begeben, wozu die Witibe und deren Frauen sie fortgesetzt zu überreden suchen. Haben die Bedauernswertigen diesen Weg erst betreten, so giebt es keine Rettung mehr, sie sinken von Stufe zu Stufe, bis sie schließlich im Spital enden. Die Witibe beanspruchen einen direkten Anteil am dem Sündenlohn der Mädchen nicht, wie dies in England geschieht; sie finden ihren Vortheil dadurch, daß sie sich von den Besuchern der Mädchen schlechten Wein zu hohen Preisen bezahlen lassen. Meist wird dieser Wein gar nicht getrunken. Der Hauptunterschied zwischen deutschen und englischen Verhältnissen liegt darin, daß die diesbezüglichen Gesetze bei uns viel strenger sind. Während in England die Verführung von Mädchen über 13 Jahre strafflos ist, wird sie bei Mädchen bis zu 14 Jahren in Deutschland ohne weiteres, bei Mädchen von 14—16 Jahren auf Antrag der hierzu Berechtigten bestraft. Was aber noch mehr in das Gewicht fällt, ist, daß bei uns die Polizei auf das Eifrigste bestrebt ist, derartige Verbrechen an das Tageslicht zu ziehen, während in England die Polizei mit den Mädchenhändlern und Kuppelern unter einer Dede steht und gegen gute Bezahlung deren Treiben direkt unterstützt. Bei uns würden viel häufiger Verurtheilungen derartiger Witibe vorkommen, wenn es nicht immer große Schwierigkeiten hätte, den Beweis zu führen, daß die Witibe von dem Treiben der Keilnerinnen Kenntniß hatten, resp. dasselbe veranlassen. Auch in dem in Rede stehenden Falle gelang dies nur unter großen Schwierigkeiten, der Prozeß hatte zur Folge die Verurtheilung des Angeklagten zu 6 Monaten Gefängniß und 2 Jahr Ehrverlust. Diese Strafe ist sicherlich nicht zu hoch bemessen, wenn man bedenkt, daß sehr viel junge Leute, auch Schüler, bei Wiegleb verkehrten und die Mittel zu diesem Ende an Leib und Seele ruinirenden, kostspieligen Besuch des Lokals wohl nicht immer auf redliche Weise erworben. Ein Schüler hat an einem Abend 66 M. bezahlt! Auch hat Wiegleb wiederholt die Polizei in raffiniertester Weise getäuscht. Beispielsweise waren an einem Abend mehrere Damen aus Nordhausen dort, welche natürlich tödlich erschrakten, als die Polizei an die verschlossene Hausthür klopfte. Eine Zeitlang war alles still, auf einmal thut sich nach wiederholtem Klopfen die Thür auf und ein Mann stürzt heraus und läuft die Chauffee hinauf. Der Polizeibeamte läuft hinterher und holt endlich den Flüchtigen ein, in dem er Wiegleb erkennt, der sich ganz verwundert stellt, daß man ihn hindert, sich Bewegung zu

machen. Inzwischen waren natürlich die Damen und ihre Liebhaber längst entwichen!

So etwas kommt also auch bei uns vor.

Wir haben nie daran gezweifelt. Und Nordhausen ist eine Mittelstadt, industrie- und schnapsreich.

Wie sieht es erst in den Großstädten aus?

Moralische Indignation hilft hier nichts. Polizeimaßregeln richten gleichfalls nichts Besonderes aus.

Die Ursache der Prostitution, die soziale Noth, muß gehoben werden. Man gebe dem Volk Brot, nicht Steine. Man schaffe soziale Reformen, man betrachte die Frauenfrage als integrirenden Bestandteil der sozialen Frage.

Das ist des Pudels Kern; andere Mittel sind so erfolglos, wie etwa der Versuch, einem Krautjunker Sozialpolitik beizubringen.

Ihr Herren Gesetzgeber, geht an die Arbeit!

Kommunales.

W. Weltstädtischer Parlamentarismus. Zu dem Antrage des Stadtverordneten Singer u. Genossen an die Stadtverordneten-Versammlung, betreffend den Maurerstreik, hat der Stadtv. Dr. Kürten u. Genossen den Uebergang zur Tagesordnung bei der Versammlung beantragt.

W. Die Stadtverordneten der Arbeiterpartei, unterstügt von dem Stadtv. Schlegel, haben beantragt, beantragt: Die Stadtverordneten-Versammlung möge beschließen, den Magistrat zu ersuchen, in gemischter Deputation mit der Stadtverordneten-Versammlung die Uebernahme der bestehenden Sanitätsämtern in städtische Verwaltung zu berathen. — Hierzu hat jetzt der Stadtv. Vimprecht u. Genossen (Bürgerpartei) folgenden Antrag eingebracht: Die Versammlung möge beschließen, den Magistrat zu ersuchen: Ueber die Wirksamkeit der bestehenden Sanitätsämtern eingehende Untersuchungen anstellen zu lassen, dabei der Frage näher zu treten, ob es sich empfehlen dürfte, das Sanitätswesen in städtische Verwaltung zu übernehmen, und der Versammlung von dem Ergebnisse der Untersuchung Kenntniß zu geben.

Lokales.

Bauausführungen in der Gründerzeit. In einem abgelebten Winkel politischer Zeitungen findet sich wie der „Baubauwerker“ treffend schreibt, ein Ritter, der für die Bauausführungen der Gründerzeit eine Lanze vertritt. Daß Berlin durch die Umstände, welche das Gründerthum, diesen Gipfel des sozialen Lebens, hervorriefen, an Größe und Glanz gemann, wird dem Gründerthum gut geschrieben. Dies ist so richtig, als ob man dem Fliegenpilz das Wachstum des Waldes zuschreibt, dessen Schatten ihn ausbrütet. Damals sind freilich ganze Stadtviertel entstanden, leider aber legen sie noch heut Zeugniß dafür ab, wie das Gründerthum dem Bedürfniß entgegenkam. Der traurige Ritter des Gründerthums will sogar anerkennen, daß sie und da mangelhaft, ab und zu unsolid geartet wurde. Wie gnädig. Daß solche Geister diese traurige Schwindelepoche eine Zeit „außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwunges“ nennen, ist erklärlich. Kögen wir vor solchen wirtschaftlichen Aufschwung ferner bewahrt bleiben. Doch diese Betrachtungen sind nicht der eigentliche Grund, weshalb wir uns mit der Korrespondenz beschäftigen, es handelt sich um ein anderes Mißverständnis zu besichtigen, das sich in dieser Zeitungsnote vorfindet. Es wird bestritten, daß der Hauseinsturz am 13. Oktober 1885 in der Wasserborsstraße als ein Beweis für mangelhafte Bauausführung zu betrachten sei, in einer Zeit, als es noch gar keine „Pfücher“, sondern nur gepußte Bau-, Maurer- und Zimmermeister gab. Wir meinen, gewiß ist dieser Hauseinsturz als ein Zeichen für mangelhafte Bauausführung in jener Zeit zu betrachten. Es hatte sich damals, wie jedem mit den Verhältnissen einigermaßen Vertrauten hinreichend bekannt ist, ein System der Pfücharbeit entwickelt, das durch diesen Hauseinsturz charakterisirt wurde. Es war dies das Schwindeleystem. Freilich mußte für jeden Bau ein gepußter Bau-, Maurer- oder Zimmermeister die formale Verantwortlichkeit übernehmen, es fanden sich dazu aber sogenannte „Schwindeleystem“, gepußte Junksmeister, gerne bereit, die ihre Namen für ein billiges Geld auf die Zeichnungen setzten,

Regiments. Einige Schritte davon spielt die Regimentsmusik. Nicht selten fallen feindliche Geschosse ganz in der Nähe nieder und bewerkeln die Musikannten mit Erde. Einem von ihnen ist aus Schreck das Instrument aus der Hand geglitten; zaghaft auf die Vorgesehten blickend, hebt er es vom Boden auf. „Wieviel Uhr ist es, meine Herren?“ ruft Stobolew. „Wer eine Uhr hat, zieht sie unwillkürlich hervor, zieht auf sie und bemüht sich, dem General zu beweisen, daß sie am richtigsten gehe. Es ist halb eins.“ „Nun, meine Herren, wenn Dobronowski mit seiner Brigade nach einer halben Stunde nicht erscheint, so führe ich Sie selbst zu einer Attaque auf den „Nothen Berg.““ Bei diesen Worten reißt er sich, des ihm bevorstehenden Vergnügens wegen, selbstzufrieden die Hände, dann streicht er hitzig seinen blichten röthlichen Nackenbart zurecht, als wolle er ihn entwei reihen.

Eine halbe Stunde verging und Dobronowski war nicht da. „Nun, mit Gott, meine Herren! Oberst Lebjassin! geben Sie Ordre zur Aufstellung. Die Saperus voran!“ kommandirt Stobolew, „die Fahnen einfallen!“ Die Bataillons- und Kompagnie-Kommandeure beeilen sich, den Befehl zu erfüllen. Die unweit liegenden Soldaten rühren sich, erheben und betreffen sich, umarmen einander, nehmen Abschied und stellen sich in Reih und Glied. Die Kompagnie-Kommandeure stellen sich zu ihren Kompagnien und entblößen den Säbel. „Die Fahne zum dritten Bataillon!“ ergängt Stobolew. „Die Musik voran.“ Lautlos beugt sich das Regiment aus.

Von seiner Suite umgeben, blickt Stobolew nervös gegen den „Nothen Berg“. Mehrere Dobronanzien sind schon abgefunden, ein verstärktes Artilleriefeuer gegen diesen Punkt anzunehmen. Ich warre, daß auch ich gleich entsandt werde. Der General blickt in der That um sich, wenn er mit dem gleichen Befehl noch schicken könnte. „Reiten Sie schnell längs den Batterien“, ruft er, „befehlen Sie das Feuer auf den „Nothen Berg“ möglichst zu verstärken, sagen Sie, daß wir ihn attackiren.“ Sehr ungerne setzte ich mich in Bewegung; mit meiner Hoffnung, bei Stobolew zu sein und zu sehen, wie er persönlich das Regiment zum Angriff führt, ist es nun vorbei. „Gewehr über!“ tönt es schwach aus den vorderen Kompagnien.

und sich um den Bau, der von einem Pfücher ausgeführt wurde, gar nicht kümmern. Trat ein Unglück ein, dann wurde freilich dieser Schwindeleystem, der häufig gar nicht wußte, wo der Bau lag, für den er verantwortlich war, zur Rechenschaft gezogen und der eigentliche Uebelthäter ging strafflos aus, ja war oft noch Entlastungszeuge. Es war das dasselbe System, das die Presse einst mit den „Drummedaltheuren“ befolgte. Daß dabei die Bauausführung eine höchst unsolide werden mußte, wenn der eigentliche Schwindler immer straffrei blieb, ist wohl selbstredend, und so ist der Hauseinsturz in der Wasserborsstraße, dem übrigens wenige Zeit vorher ein anderer ohne Schaden für Menschen vorangegangen war, wirklich ein Zeichen für die Unsolidität der Bauausführung eines ganzen Zeitabschnittes. Wir gehen jetzt einer Zeit des Affordbau-Schwindels entgegen, die sicher erhebliche Blüthen zeitigen wird, wenn nicht die solidere Meisterschaft hier mit dem besten Theil der Gesellen Hand in Hand einen Riegel vorschleibt.

Ein Rothschei. Seit Jahren schon veröfentlichten die Zeitungen immer und immer wieder Schmerzensrufe der Bewohner der Kreuzbergstraße, jenes Stiefelnden Stadtviertels der Kräfte, dessen Keuges an die schmutzigsten Dorfstraßen der Umgegend erinnert. Wie viele Male schon ist auf jenen derückigten Engpaß an einer Stelle dieser Straße zwischen der Großbeeren- und Rödternstraße aufmerksam gemacht worden, wo die Häuser und Vorgärten schluchtenartig sich nähern und der Passant in die Lage kommen kann, die Rolle eines lebendigen Gescheuens zu spielen. Der Volksmund hat eine Stelle an der bekanntlich schon manches Menschenleben in ernste Gefahr gerathen ist, mit dem Namen „Totentasse“ und „Klein-Stegig“ getauft. Wie häufig ist auf die gesundheitsgefährlichen Kloaken in dem nicht regulirten Theile der Kreuzbergstraße, wie oft auf den unergründlichen Morast auf dem Damme und auf die beiden zu Seiten des letzteren aufgebäuften wallartigen Erhöhungen aus Straßenkreid, wie oft auf die mangelhafte Petroleumbeleuchtung und andere Uebelstände aufmerksam gemacht worden! Aber freilich, wer hört heutzutage noch auf den Rothschei eines Stadtheils? Es wird vielleicht Mancher denken: hätte nur Jemand im Sommer 1883 während der Hygiene-Ausstellung jene schauerhaften Zustände zur Sprache gebracht; vielleicht würde damals die hauptstädtische Verwaltung in Gegenwart so vieler berühmter Gäste des In- und Auslandes den berechtigten Klagen abgeholfen haben. Weit gefehlt! Jene Zustände wurden damals der Welt im rosigsten Lichte gezeigt. Es erschien im Auftrage der Berliner städtischen Behörden ein glänzend ausgestatteter „hygienischer Führer durch Berlin“. Diese Festchrift war mit zahlreichen Illustrationen und Plänen ausgestattet. Welches herrliches Bild verfundete in diesem Buche der beigegebene „Plan von Berlin“ von dem südwestlichen Winkel der Stadt, von der Gegend am Kreuzberge! Da giebt es — auf dem Papier — eine schön regulirte Kreuzbergstraße, die in sanfter Biegung sich nach einer Monumentenstraße herumwindet, die stolz und schön — auf dem Papier — von Schöneberg direkt nach unserem Nationaldenkmal hinführt. Da steigt die Großbeerenstraße prächtig und breit — auf dem Papier — den Kreuzberg hinauf bis zum Fuß der großen Freitreppe; da legt sich, breiter noch als unsere via triumphalis Unter den Linden, die Wilmsstraße — auf dem Papier — quer über das Schienengewirr der Potsdamer und Anhalter Eisenbahn. Diese wahrheitsgetreuen offiziellen Angaben des „hygienischen Führers durch Berlin“ resp. seiner Karte, sollten, wie es in der Vorrede hieß, die „Mitglieder des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege“, sowie die „Mitglieder des Vereins für Gesundheitsreform“, welche damals ihre Jahresversammlung zum ersten Mal in Berlin abhielten, „in die hygienischen Zustände und Einrichtungen Berlins einführen und ihnen ein dauerndes Erinnerungszeichen an Berlin bleiben.“ Für diese Publikation bewilligten damals, wie in der Vorrede rühmend hervorgehoben wird, die städtischen Behörden „eine bedeutende materielle Unterstützung“. Erinnert jene zauberhaft schnelle Befegung des Stadtheils am Kreuzberg mit regulirten Straßen, Uebergängen u. nicht an den berühmten Triumph des Potemkin, der auch auf wüsten Feldern Paläste, Dörfer und Städte schuf, als seine Kaiserin Katharina II. im Jahre 1787 Laurien bereite? Wie aber liegen die Dinge in Wirklichkeit? Man vergleiche die Angaben des hygienischen Führers durch Berlin

Wie ich mich umsehe, steigt die Lede bergab und verschwindet im Grün. Einige Soldaten blieben zurück; sie zupfen die Kleider zurecht, werfen das Gewehr über die Schulter, betretzen sich und holen im Laufe die Ihrigen ein. „Verstärken Sie das Feuer auf den „Nothen Berg“, rufe ich an der Batterie vorüberprengend den Offizieren zu. „Der General selbst führt die Kasan'schen zum Angriff.“ „Wir hören, hören!“ tönt es von dort, sie machen Zeichen, daß sie schon benachrichtigt sind. Auf den folgenden Batterien genau dasselbe. Unterdessen rückt das Regiment vorwärts. Von der Position der Batterien hat man eine gute Aussicht: da eilt das erste Bataillon im Laufe hinauf, hinter ihm das zweite, das dritte. Ihr „Hurrah“ ist kaum hörbar. Die türkische Infanterie ist nicht zu unterscheiden. Die Kasan'schen laufen den Berg hinauf. Unsere Geschosse fallen um sie her. „Ein Malheur“, muß ich unterwegs denken, „wir tödten die Unsrigen. Das sind unsere“, rief ich, mein Pferd nach Möglichkeit ansprend, dem Batterie-Kommandeur zu. Stellen Sie das Feuer ein — dort auf dem Berge sind die Unsrigen! „Ich glaube es auch“, erwidert der, „doch was machen? Wo Brod — giebt es auch Brodsamen.“ In diesem Moment fällt ein Geschoss in die Mitte unseres Bataillons und explodirt; ob es Lodie gab, konnte ich nicht sehen. Hinter mir sprengt Ruropatkin: „Feuer einstellen, die Unsrigen sind auf dem „Nothen Berge“, schreit er athemlos. „Berechischagin, eilen Sie, es den anderen Batterien zu melden.“ Das Feuer verstummte schon. Der Angriff ist beendet, der Berg in unseren Händen. Die Verluste scheinen nicht groß. Ich reite auf der Chauffee. Hier kommen mir Verwundete entgegen. Unweit, zur Seite, unter einem Baum auf einer Tragbahre dem Anschein nach ein Offizier; einige Personen laufen um ihn geschäftig hin und her. „Guten Tag, Esornil!“ grüßt mich ein bekannter Kompagnie-Kommandeur mit schwacher Stimme, leicht das Haupt neigend. „Was ist mit ihnen? wo sind Sie verwundet? Leicht?“ „Ja, sehen Sie, hier irgendwo!“ Mit Mühe zeigt er um die Schulter und wendet sich finster ab. „Nicht stehen bleiben, forttragen! Fort mit Gott!“ brängt ein Offizier, der Kamerad des Verwundeten.

Noch eine Werst weiter, vor dem Punkt, wo die Chauffee

Der Kampf bei Lowtscha.

Erinnerung aus dem letzten russisch-türkischen Kriege.

Von Alexander Wereschtschagin.

(„Fests. Zeitung“)

(Schluß.)

Auf dem Verbandplatz angelangt, stellen wir die Tragbahre beim Zelt. „Schauen Sie um Himmelswillen nach —“ bitte ich den Doktor, der, über andere Tragbahren gebeugt, den Kopf eines Verwundeten betrachtete. Warmes Wasser verlangte der Arzt, einen Schwamm anfeuchten und das Wasser auf die verklebte Wunde drücken. Die Haare sind angelebt und hindern die Untersuchung.

„Eine Scheere her!“ Ein elend ausschauernd, erschöpfter Feldscheer mit Sommerprossen im Gesicht, biden Lippen und plattgedrückter Nase, reicht dem Arzt pflegmatisch die Scheere. Ich fahre fort den Arzt zu bitten, daß er einen Augenblick nach meinem Verwundeten sehen soll. „Soll ich denn den im Stich lassen?“ entgegnete der Arzt, die zusammengewinkelten Haare beschneidend. „Wo ist Ihr Kranter?“ „Hier liegt er.“ „Sacharow! Scheeren Sie die Haare an der Wunde und waschen Sie sie, ich komme gleich wieder. Nun, gehen wir schnell. Wo? Dieser?“ Er faßt die Hand meines Alexejew. „Was schleppen Sie sich, Väterchen, mit Todten!“ „Wie, ist er todt?“ „Fühlen Sie selbst.“ Er reicht mir den Puls des Todten, ich kann mich nicht entschließen. Durch die geöffnete Uniform sieht man an der Seite eine tiefe Wunde. Etwas Weißes dringt aus der Mitte. Rich überläuft es kalt. „Sind Sie nun überzeugt, zufrieden?“ Mit dem Kopf nickend, geht der Arzt eilends davon. Noch einige Zeit stehen die Soldaten unentschlossen, dann nehmen sie, nach kurzem Gespräch, die Mützen ab, betretzen sich, kröpfen sich den Kopf, setzen wieder die Mützen auf und gehen ihres Weges, indem sie mir Glück für die Zukunft wünschen.

Ich reite zurück. Es ist Mittagzeit und heiß. Der General hat sich im Schatten eines Baumes plazirt, unweit jenes kleinen Hügels, bei den Offizieren des Kasan'schen

